

Trauergeist gehalten, habe mich über feindselige Arrangeure geärgert, am Sarg von Kindern oder Jugendlichen mit Gott gezürnt, habe während einer Rede die Stimme verloren, bin sogar einmal zu spät gekommen. Aber noch nie, nie habe ich mein Manuskript vergessen.

»Ich muss noch mal los«, rufe ich dem Arrangeur zu, der bereits die Kerzen, die in Edelstahlstelen um den Sarg herum stecken, anzündet.

Ein Sprint zum Auto, ein Blick auf die Uhr. Das kann sich niemals ausgehen. Auf dem Weg zurück zur Aufbahrungshalle schwöre ich mir, meine Smartphone-Verweigerung endlich aufzugeben. In meinen E-Mails würde ich die wichtigsten Informationen finden, aber mit meinem zwölf Jahre alten Nokia kann ich nur telefonieren, sonst nichts. Ich frage den Arrangeur, ob er ein Handy mit Internet hat.

»Du nicht?«, schmunzelt er und zieht seines aus der Hosentasche. Ich bedanke mich, atme tief ein und aus, gebe nur zweimal das Passwort für meinen E-Mail-Account falsch ein. Der Arrangeur wirft mir einen mitleidigen Blick zu. Es ist ein ehrliches Mitleid. Vor einem Monat hat er vergessen, die CD mit der gewünschten Musik mitzunehmen. Fehler passieren. Auch hier am Friedhof, gerade hier, wo wir unter Druck in einer Extremsituation arbeiten, wo nichts schiefgehen darf.

Ein Blick auf die Uhr beruhigt mich. Es ist noch etwas Zeit. Genug Zeit, um meine Stichworte aus dem Handy abzuschreiben. Die wichtigsten Punkte habe ich ohnehin im Kopf. Wenn ich etwas in den letzten acht Jahren als Redner gelernt habe, dann ist es, den Dingen die richtige Wertung zu geben. Täglich mit dem Tod beschäftigt zu sein, lässt alles, was passiert,

in einem anderen Licht erscheinen. Als der Friedhof in mein Leben gekommen ist, ist, so komisch das klingen mag, auch Leichtigkeit mit eingezogen. Aber erst mal zurück zur Rede.

Maria Binder, Jahrgang 1931, vor einer Woche nach langer Krankheit gestorben. Mitzi, die natürlich, obwohl 86-jährig, nicht nur Großmutter, alte Frau und eine der ersten Direktorinnen einer Wiener Ganztagschule war, sondern auch mal Baby, Kind, Jugendliche, junge Frau, Geliebte, und die bis zuletzt immer noch Ehefrau und Mutter war. Mutter von Gabi. Die sitzt mir wenig später in der kleinen Kammer neben der Aufbahrungshalle gegenüber. Obwohl Gabi schon Anfang sechzig ist, mit schwarzem Kostüm und knappem Hut, wird sie vor meinen Augen wieder zur kleinen Tochter, mit Blick nach unten und ineinander geknoteten Fingern.

Währenddessen sitzt der Witwer Eduard, neunzig, ehemaliger Polizist und in seiner Jugend in Ottakring nur »der fesche Edi« genannt, mit dem Rest der Familie bereits vor dem Sarg. Schweigend. Auf der einen Seite sein Rollator, auf der anderen seine zwölfjährige Urenkeltochter Lena, die seine Hand hält.

»Machen Sie es schlicht, es gibt nicht viel zu sagen«, meint Gabi.

»War sie eine gute Mutter für Sie?« frage ich die heikelste aller Fragen.

»Die Beste«, antwortet Gabi ohne das geringste Zögern.

Das ist schon viel, denke ich. »Also hinterlässt sie Spuren der Liebe?«

»Spuren? Canyons!« Gabi erzählt, was für ein schönes Liebespaar ihre Eltern waren. »Er hat sie auf Händen getragen, seit 71 Jahren, sie war damals 16. Er hat sie die letzten vier Jahre

gepflegt, gefüttert, gewaschen, gewickelt und bespaßt, bis er selber nicht mehr konnte.«

Das ist sehr viel, denke ich. Ich frage, ob ich mich bei ihrem Vater vorstellen darf. Gabi stimmt zu, gemeinsam gehen wir zu ihm. Da sitzt er, der Binder Edi, in einem eleganten Dreiteiler, mit akkurat gestutztem David-Niven-Bärtchen, dezent nach Lavendel duftend. Ich stelle mich vor und kann mir ein »Wow, Sie haben sich aber fesch gemacht« nicht verkneifen.

»Das ist unser letztes Rendezvous«, antwortet er mit brüchiger Stimme und blickt traurig lächelnd zum Sarg. In diesem Moment würde ich ihn am liebsten einfach nur in den Arm nehmen. Eine stumme Umarmung, habe ich irgendwo gelesen, sei die wirksamste Art zu trösten. Aber das geht für mich als Trauerredner natürlich nicht. Meine Aufgabe